

Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-26839-7

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Maurizio de Giovanni wurde 1958 in Neapel geboren, wo er auch heute noch lebt. Er studierte Literatur, arbeitet aber hauptberuflich als Banker. Für «Das Krokodil», den ersten Fall in der Serie um Inspektor Lojacono, wurde er 2012 mit dem wichtigsten Preis für italienische Kriminalromane, dem Premio Scerbanenco, ausgezeichnet. De Giovanni ist einer der erfolgreichsten lebenden Krimiautoren Italiens. Seine Bücher werden in zahlreiche Länder verkauft, unter anderem nach Frankreich, England und in die USA.

«Neuer Kult-Kommissar ermittelt ... Mit Andrea Camilleri schreibt Maurizio de Giovanni inzwischen in einer Liga.» (Leipziger Volkszeitung)

«Eine bemerkenswerte Neuentdeckung.» (WDR)

«Maurizio de Giovannis ›Das Krokodil‹ ist der feinste italienische Krimi seit langem.» (Elmar Krekeler, Die Welt)

Maurizio de Giovanni

Die Gauner von Pizzofalcone

Lojacono ermittelt in Neapel

Kriminalroman

Aus dem Italienischen von
Susanne Van Volxem

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Die Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel

«I Bastardi di Pizzofalcone»

bei Giulio Einaudi Editore s.p.a., Turin.

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek bei Hamburg, September 2016

Copyright © 2015 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg

«I Bastardi di Pizzofalcone» Copyright © 2013 by Giulio Einaudi Editore s.p.a., Turin

Redaktion Sabine Seifert

Umschlaggestaltung any.way, Barbara Hanke / Cordula Schmidt

Umschlagabbildung Paul Gooney / Arcangel Images

Satz aus der Dolly, PostScript, InDesign, bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978 3 499 26839 7

1

Das Meer ist überall.

Das Meer ist in der Luft. Das Meer ist auf der Straße.

Das Meer ist am Himmel, hochgestiegen bis zu den verrammelten Fensterläden in den oberen Etagen.

Das Meer ist in den Ohren, wo es selbst das Heulen des Windes über-tönt.

Das Meer ist auf den Felsen, wo es zerbricht und raue Schreie ausstößt.

Das Meer fliegt. Das Meer ist in der Luft zerstoßen, lauter winzige Was-sertropfen.

Es ist wie dein verdammter Schnee, weißt du? Der fällt und fällt, alles ins Chaos stürzt, für einen Moment sogar den Horizont verdeckt und dann auf den Boden sinkt.

Genau genommen fällt er nicht immer auf den Boden. Manchmal lässt er sich auch seitlich nieder. Diesmal. Ich habe ihm zugeschaut, wie er sich seitlich niedergelassen hat, ganz langsam. Auf der gegenüberliegenden Seite.

Nur ein einziger Mensch hat sich auf die Straße getraut. Ich. Wer sonst würde sich um diese Uhrzeit, bei diesem Wetter nach draußen begeben? Auf die Gefahr hin, vom Wind weggefedt zu werden, vielleicht bis auf eine ferne Insel.

Wer weiß.

Ich kann nicht glauben, dass ich es getan habe. Und doch habe ich es getan. Ich wollte es nicht, es war nicht geplant. Ich dachte, wir würden miteinander reden, und am Ende hätte ich dich überzeugt. Ich dachte, du würdest sagen: «Okay, jetzt habe ich es begriffen.» Ich dachte, du würdest sagen: «Ja, du hast recht, du hast mich überzeugt. Ich werde deinen Tisch machen. Und gehen.»

Ich dachte, dir genügt ein kurzer Moment, um das Ganze mit den Augen der Vernunft betrachten zu können. Doch stattdessen? Stattdessen Fehlanzeige. Was für ein Dickkopf du doch bist!

Gewesen bist.

Mein Gott, wie viel Meer da ist in der Luft! Und was für ein Krach! Er betäubt mich. Verwirrt mich.

Ich musste es tun, das verstehst du doch, oder? Ich hatte keine andere Wahl.

Weil die Liebe so ist, wie sie ist. Du kannst sie eine Weile geheim halten, sie verstecken hinter alltäglichen Gesten und Blicken. Du kannst den Mantel des Schweigens über ihr ausbreiten, sie wie eine Pflanze hegen und pflegen. Aber ab dem Moment, da du sie rausgelassen hast, ans Tageslicht, ab dem Moment hast du sie nicht mehr im Griff. Dann hat sie dich im Griff, die Liebe. Sie entscheidet für dich, öffnet sich wie eine wundersame Blüte, will den ganzen Raum einnehmen.

Du hingegen – Fehlanzeige. Du hast der Liebe keinen Raum gegeben. Du hast diesen Schritt nicht gehen wollen. Das hast du nun davon.

Du hättest in meinen Blicken lesen sollen. Hättest es erkennen müssen. Du hattest Zeit genug zu begreifen, dass ich kein Nein akzeptieren, dass ich den Kopf verlieren würde. Man konnte es in meinen Blicken lesen.

Dieser Schnee. Dein verdammter Kunstschnee. Er ist wie das Meer, das mich von Kopf bis Fuß durchnässt wie ein Regenschauer. Das meinen Kopf vor lauter Wind und Wasser bald zum Bersten bringt.

Ich kann sie nicht sehen, deine Fenster, die du verrammelt hast. Zu viel Wind, zu viel Meer ist in der Luft.

Wie dein Schnee, den du so gerne angeschaut hast, wenn er in dem Glas aufstob und die Landschaft unter sich begrub. Hättest du gedacht, dass ausgerechnet dieser Schnee dein letzter sein würde?

Er ist tatsächlich aufgewirbelt. Ein allerletztes Mal, bis er dann langsam niedergesunken ist. Auf der einen Seite das Blut, auf der anderen der Schnee.

Als er sich endlich gelegt hatte, warst du nur noch eine Erinnerung.

2

Giuseppe Lojacocono saß auf dem Beifahrersitz des Streifenwagens, den Rücken durchgedrückt, die Hände reglos auf den Oberschenkeln. Mit seinen hohen Wangenknochen, den schräg stehenden Augen, die zu zwei schmalen Schlitzten wurden, wenn er sich konzentrierte, dem ungebändigten schwarzen Haar, dem stets unter Spannung stehenden Körper, als müsse er jeden Moment losstürzen, sah er tatsächlich aus wie ein Chinese. Den Spitznamen hatten ihm die Kollegen gegeben, natürlich ohne dass er davon wusste, denn er war niemand, den man rasch ins Vertrauen zog. Die tiefen Falten neben den Mundwinkeln ließen errahnen, dass er die vierzig bereits überschritten hatte, wenn auch noch nicht lange.

Lojacocono hing seinen Gedanken nach. Er dachte, wie schnell er doch all das verloren hatte, was er sich mit Mühe aufgebaut hatte. Und dass bei ihm zu Hause um diese Jahreszeit, Ende März, die Mandelbäume bereits in voller Blüte standen und die Sonne so warm war, dass man an den Strand gehen, aufs Meer schauen und die Seele baumeln lassen konnte. Hier hingegen schien der Winter alles noch in seiner Gewalt zu haben: Sturmböen, die sich mit Regenschauern abwechselten, Passanten, die hinter ihren vom Wind zerrupften Regenschirmen herjagten, zum Stillstand verdonnerte Autofahrer, die ihren Unmut durch permanentes Hupen zum Ausdruck brachten.

Aber sein Zuhause war weit weg, Lichtjahre entfernt, in Raum und Zeit. Vielleicht inzwischen sogar unerreichbar. Abgesehen davon, dass er dort ohnehin unerwünscht sein würde. Er war einfach zu unbequem. Als Freund, als Familienmitglied, als Kollege.

Er dachte an seine Unterredung mit Kommissar Di Vincenzo, seinem Vorgesetzten. Nicht, dass sie jemals gute Freunde gewesen wären, aber seit der Geschichte mit dem Krokodil war die Situation erst recht belastend.

Das Krokodil: Der verzweifelte Alte, der vier Kinder umgebracht hatte. Den er, ohne offiziellen Auftrag, dingfest gemacht hatte. Dessen Motiv und Identität er aufgedeckt hatte. Während sämtliche Polizisten

der Stadt in den üblichen Schubladen gewühlt hatten – Camorra, organisiertes Verbrechen, Drogenhandel –, ohne den geringsten Erfolg zu landen.

Die Sache hatte ihn halbwegs rehabilitiert, aber bei den Kollegen erst recht unbeliebt gemacht. Einer, der weder Ortskenntnis noch Kontakte in die Szene besaß und einen so komplizierten Fall, eine Handvoll Serienmorde, allein durch logisches Denken gelöst hatte. Der für das Polizeipräsidium, das von Presse und Öffentlichkeit mit dem Rücken zur Wand gestellt worden war, die Kastanien aus dem Feuer geholt hatte.

An dem Punkt musste etwas mit ihm geschehen. Sie konnten ihn unmöglich in der Abteilung für Strafanzeigen sitzen lassen, in einem Kommissariat, das sich in dem Viertel mit der höchsten Kriminalitätsrate befand. Ihm stand zweifelsohne ein adäquater Job zu, sonst würde noch irgendein Boulevardblatt aus Mangel an zugkräftigen Schlagzeilen lautstark nachfragen, was denn aus dem Mann geworden sei, der das Krokodil geschnappt hatte.

Di Vincenzo hatte sich zunächst dagegen gesträubt, um am Ende doch klein beizugeben und ihm ein paar «kalte Fälle» aufs Auge zu drücken, die seit Jahren ohne neue Erkenntnisse vor sich hin gammelten. Niemand konnte dem Kommissar schließlich vorschreiben, welche Aufgaben er wie an seine Leute verteilte.

Vor ein paar Tagen dann hatte er ihn zu sich rufen lassen. Und ihm von Pizzofalcone erzählt.

Seine Versetzung in dieses Kommissariat, dachte Lojacono, war vermutlich die beste Lösung für alle – etwas, was man immer denkt, wenn man vom Regen in die Traufe kommt.

Der junge Polizist, der am Steuer saß, hatte schon zweimal versucht, ein Gespräch anzufangen, aber jedes Mal waren seine Smalltalk-Sätze ins Leere gelaufen. In den letzten Minuten hatte er den Wagen daher schweigend durch den dichten Verkehr gesteuert und nur immer wieder flüchtige Seitenblicke auf seinen Beifahrer geworfen.

Dieser Sizilianer mit dem finsternen Profil war ihm unheimlich. Auch er hatte schon alle möglichen Geschichten über den Inspektor gehört, den sie beim Mobilen Einsatzkommando von Agrigent rausgeworfen hatten, weil ein Kronzeuge behauptet hatte, er versorge die Mafia mit

internen Informationen. Soweit der Polizist wusste, hatte sich der Verdacht als nicht haltbar erwiesen, aber wie immer in solchen Fällen hatte man den Beschuldigten sicherheitshalber seines Amtes enthoben.

Er war ihm schon ein paarmal im Foyer des Kommissariats begegnet, und natürlich kannte er die Geschichte mit dem Krokodil. Die ganze Stadt hatte darüber geredet. Selbst nachdem der Fall abgeschlossen war, beherrschte er die Schlagzeilen weiter, berichteten die Medien Tag für Tag darüber, bis ein weiteres Verbrechen ihm den Rang ablief – frisches Blut, neue Morde. Wie die Sache tatsächlich abgelaufen war, konnte er nicht beurteilen. Aber so oder so fühlte er sich an der Seite dieses wortkargen Mannes ziemlich unbehaglich.

Schließlich fasste er sich ein Herz und fragte:

«Soll ich das Blaulicht einschalten, Ispettore? Wir kommen sonst keinen Schritt voran – sobald in dieser Stadt zwei Regentropfen vom Himmel fallen, springen sie alle in ihre Autos.»

Ohne den Blick von der Schlange vor ihnen zu lösen, sagte Lojacono:

«Nein, nicht nötig. Wir haben's nicht eilig.»

Ein sichtbares Zucken durchlief den Verkehrsstrom, der kurz darauf erneut erstarnte: vielleicht eine Ampel, die ein paar Kilometer weiter vorne auf Rot umgesprungen war.

Der Wind sprühte brackiges Regenwasser auf die Windschutzscheibe, direkt vom Meer. Scirocco.

Ohne den Blick von seinem Schreibtisch zu heben, wies Di Vincenzo Lojacono einen Stuhl zu.

«Bitte, bitte, nehmen Sie Platz.»

Er wühlte zwischen den Papieren, die vor ihm lagen. Dann nahm er seine Brille ab und lehnte sich in seinem Stuhl zurück.

«Und, Lojacono, man kämpft sich so durch seine Akten, was? Wer weiß, dank Ihres legendären Instinkts kriegen wir ja vielleicht sogar was bewegt. Olle Kamellen, ist mir schon klar. Aber einer, der gut ist, richtig gut, sieht auch Dinge, die andere übersehen haben.»

Der Inspektor schwieg, ohne die Miene zu verziehen.

Di Vincenzo trommelte mit den Fingern auf die Schreibtischplatte. Schließlich nahm er den Faden wieder auf.

«So einfach ist das alles nicht. Draußen denken sie, unsere Arbeit würde so ablaufen wie in amerikanischen Fernsehserien – dass wir von Brücken auf fahrende Motorräder springen, uns mit Gangstern mitten auf der Straße Schießereien liefern und so weiter. Aber in Wahrheit: Akten, nichts als Akten! Abgesehen von ein paar Glückstreffern, versteht sich. So was kann immer passieren.»

Der Tumbe sieht den Erfolg des anderen allein im Glück begründet, dachte Lojaco. Er wünschte sich ein Geldstück für jedes Mal, da er diese Situation erlebte.

«Commissario, was kann ich für Sie tun? Ich stehe zu Ihren Diensten.»

Di Vincenzo nickte, ohne den Groll zu verbergen, der in ihm hochgestiegen war.

«Nun mal ehrlich, Lojaco: Dieser Coup, den Sie da gelandet haben, mit dem Krokodil, das war doch eine Mischung aus Show und reinem Glück. Flankiert von Ihrem seltsamen Verhältnis zu Dottoressa Piras, über das ich mir lieber kein Urteil anmaßen werde.»

Die Anspielung auf die Stellvertretende Staatsanwältin Laura Piras, die Lojaco in die Ermittlungen zur «Mordsache Krokodil» mit einbezogen hatte, sollte wohl ein Schlag unter die Gürtellinie sein, doch der Inspektor ließ sich davon nicht beeindrucken. Er konnte sich vorstellen, was man sich über ihn und Laura Piras erzählte, die schöne Unnahbare, die aus ihren Sympathien für ihn kein Geheimnis machte.

«Commissario, Sie können mich nicht leiden, und ich kann Sie nicht leiden. Beschränken wir unsere Begegnungen also auf das Notwendigste, in beiderseitigem Interesse. Deswegen frage ich Sie noch einmal: Was kann ich für Sie tun?»

Di Vincenzos Kiefermuskeln zuckten, und sein düsterer Blick sprach Bände. Doch es gelang ihm, sich zu beherrschen.

«Sie haben recht, Lojaco, ich kann Sie nicht leiden. Und genau aus dem Grund bin ich sehr froh, Ihnen das mitteilen zu können, was ich Ihnen jetzt mitteilen werde: Man hat mich gebeten, für eine unbefristete Zeit auf einen meiner Mitarbeiter zu verzichten, um ihn einem anderen Kommissariat zu überlassen. Der Einzige meiner Leute, der derzeit nachweislich nicht mit einem konkreten Fall befasst ist, sind Sie.»

Lojacono straffte die Schultern. Er wollte es seinem Gegenüber nicht unnötig einfach machen.

«Ich nehme an, es handelt sich um eine freiwillige Versetzung. Und mein Einverständnis wird vorausgesetzt. Mein schriftliches Einverständnis. Will sagen, wenn Sie mich loswerden wollen, müssen Sie mich erst von der Sache überzeugen. Stimmt's, Commissario?»

Di Vincenzo machte Anstalten, sich zu erheben, ließ sich dann aber wieder auf seinen Stuhl fallen, die Lippen zu einem schmalen Strich verzogen.

«Dass Sie die Richtlinien parat haben, wundert mich gar nicht. So was ist typisch für Leute, die sich vor ehrlicher Arbeit drücken wollen. Mit diesem Gewerkschaftskram kennen die sich am besten aus ... Ja, es stimmt. Aber genauso stimmt es, dass ich Sie mit irgendwelchem Pipifax betrauen kann, sollten Sie sich der Versetzung verweigern. Der Ruhm, den Ihnen das Krokodil eingebracht hat, ist nicht von ewiger Dauer.»

Lojacono wartete einen Moment, dann sagte er:

«Dann erzählen Sie mir mal von dieser neuen Herausforderung, Commissario. Vielleicht nehme ich sie ja an, wer weiß.»

Die Aussicht, den undurchsichtigen Sizilianer bald loszuwerden, mit dem er sich wegen der Piras besser nicht anlegte, erfreute den Kommissar nicht wenig. Außerdem würde er sich im Falle von Lojaconos Weigerung von einem seiner engsten Vertrauten trennen müssen, und das bedeutete wegen des geringen Personalstands Probleme im Alltagsgeschäft. Er musste ihn einfach überzeugen. Also versuchte er, so zukommend wie möglich zu sein.

«Nun, es handelt sich in der Tat um eine Herausforderung, wenn man so will. Haben Sie schon mal was vom Kommissariat von Pizzofalcone gehört?»

Lojacono starrte den Kommissar unverwandt an. Dieser beschloss, sich davon nicht irritieren zu lassen.

«Es handelt sich um einen nicht sehr großen, aber dicht besiedelten Bezirk, der von den Quartieri Spagnoli bis runter zum Meer reicht. Vier Welten in einer, könnte man sagen: einfaches Volk, kleine Angestellte, neureiche Geschäftsleute und alter Adel. Das volle Programm, nur die Industrie fehlt. Und das auf einer Fläche von rund drei Quadratkilome-

tern. Eines der ältesten Kommissariate der Stadt, klein, aber von strategischer Bedeutung.»

Di Vincenzo runzelte die Stirn und veränderte seinen Tonfall. Etwas Unangenehmes schien ihm in den Sinn gekommen zu sein.

«Vor etwa einem Jahr ist dort eine Riesenmenge ungeschnittenes Kokain beschlagnahmt worden, frisch in den Quartieri eingetroffen. Richtig viel Stoff, verdammt viel. Aber deklariert haben sie gerade mal die Hälfte.»

«Wer «sie»?», fragte Lojacono leise.

«Das hat man erst später rausgefunden. Die Kollegen waren zu viert. Alles Ermittler. Ein genialer Coup: Insidertipp, Hinterhalt, Angriff bei Übergabe. Keine Sekunde zu früh, um auch wirklich was zu finden, und keine zu spät, um die Jungs in die Falle laufen zu lassen. Absolut sauber, schnell und unblutig. Und natürlich war es im Interesse aller Beteiligten, den Fund deutlich runterzuspielen: für die Camorra, um das Strafmaß zu verringern, und leider eben auch für die Kollegen, die mit dem Zeug selbst angefangen haben zu dealen.»

Der Inspektor sagte nichts. Ausnahmsweise einmal konnte er mit dem Kommissar mitfühlen. Eine üble Geschichte. So richtig übel. Für jeden Polizisten, der auch nur einen Funken Ehre im Leib besaß.

Di Vincenzo fuhr fort.

«Einer von ihnen hatte einen kranken Sohn, Krebs. Ein anderer lebte in Scheidung, die Frau hat ihn vor die Tür gesetzt. Beim Dritten war gerade der Vater mit seinem Laden pleitegegangen, und der Vierte hat gezockt. Sie haben sich angeschaut, nur ganz kurz. Zwei von ihnen kenne ich, ich hätte meine Hand für sie ins Feuer gelegt. Tja, so kann man sich irren ... Jedenfalls, wenn in der Drogenszene, vor allem bei einer solchen Menge, die Machtverhältnisse dermaßen umgekrempelt werden, dann muss das mit den Clanchefs abgeklärt werden. Denn über kurz oder lang kriegt auch die Gegenseite mit, was da läuft. Und die Kollegen von der DIGOS haben's mitgekriegt. Beschattung über Monate, Fotos, Filme. Und am Ende haben sie sie geschnappt. Alle vier.»

Eine Windböe schlug gegen das Fenster.

Lojacono sagte:

«Verstehe. Eine üble Geschichte.»

Di Vincenzo seufzte.

«Auch den Kommissar hat's getroffen, Ruoppolo, ein älterer Kollege, kurz vor der Pensionierung. Ein wirklich integerer Mann, ich kenne ihn gut. Absolut anständig, dass Sie mich da richtig verstehen. Aber bei ein paar Kontrollen sind sie ihm zuvorgekommen. Sodass er am Ende frühzeitig in den Ruhestand gehen musste. Ein paar Monate lang war der Polizeipräsident kurz davor, das Kommissariat von Pizzofalcone dichtzumachen und die Tätigkeitsbereiche auf die benachbarten Dienststellen zu verteilen. Dann hat er es sich anders überlegt.»

«Und hier kommen wir ins Spiel.»

«Genau. Es sollen vier neue Ermittler eingestellt werden, und sie haben bei den vier größten Kommissariaten der Stadt nach geeigneten Kandidaten angefragt. Der neue Kommissar ist Palma, ein aufstrebender junger Kollege. Er kommt vom Vomero – vielleicht erinnern Sie sich an ihn, er war damals bei dieser Besprechung wegen der Geschichte mit dem Krokodil dabei. Wenn ich er wäre, hätte ich nie im Leben zugesagt. Er kann nur verlieren.»

Lojacono verzog das Gesicht.

«Und Sie haben mich als Mitarbeiter angeboten.»

Di Vincenzo zog eine Augenbraue hoch.

«Ich hätte es getan, wenn ich die Chance dazu gehabt hätte. In solchen Fällen nutzt doch jeder die Möglichkeit, seine faulen Äpfel in den Kompost zu geben. Aber Sie sind von Palma höchstpersönlich angefordert worden. Es scheint, Sie haben ihn bei jener Besprechung schwer beeindruckt. Er ist ein Dummkopf, das habe ich schon immer gehaut. Natürlich habe ich sofort meine Zustimmung gegeben. Also, was meinen Sie?»

Der Inspektor schwieg einen langen Moment. Schließlich fragte er:

«Und welches Risiko gehe ich ein, wenn ich annehme? Mit welchen Konsequenzen muss ich rechnen?»

Di Vincenzo gab ein empörtes Schnauben von sich und schlug mit der flachen Hand auf die Tischplatte. Seine Brille, ein paar Stifte und die Papiere vor ihm stoben auseinander.

«Dass der Versuch, den Verein aufrechtzuerhalten, in die Hose geht! Dass er dichtgemacht wird und ihr, im schlimmsten Falle, alle mitein-

ander wieder dorthin zurückgeschickt werdet, wo ihr hergekommen seid! Oder vielleicht noch ganz woandershin, was ich mir nur wünschen kann – weil nämlich ich und die anderen Vorgesetzten dieser Traumkandidaten, die niemand haben will, in der Zwischenzeit alles daransetzen werden, Ersatz für euch zu kriegen. Ein einziger Haufen Lügner, Gauner und Versager!»

Lojacono ließ sich nicht beeindrucken.

«Commissario, ich wäre auch nach Patagonien gegangen, um von hier wegzukommen. Aber ich wollte Sie noch ein bisschen schmoren lassen. Also, wann kann ich meinen neuen Job antreten?»

3

Die Frau stürmt herein und wirft die Tür hinter sich zu.

Bevor sie endgültig ins Schloss fällt, hat der Mann noch Gelegenheit, einen Blick auf die Gesichter der Angestellten zu erhaschen, festgehalten wie in einem hyperrealistischen Gemälde, das Erstaunen, Verlegenheit, Angst in einem einzigen Gesichtsausdruck festhalten will. Einer hat sich sogar halb von seinem Stuhl erhoben, als wollte er sich der Hereinstürmenden in den Weg stellen. Als wäre es möglich, sich ihr in den Weg zu stellen.

Der Mann atmet tief aus, zieht den Kopf zwischen die Schultern, wie um den Aufprall der Tür gegen den Rahmen zu dämpfen.

«Was wirst du jetzt tun, verdammt noch mal? Hast du dich entschieden? Darf man wissen, wie es weitergeht?»

Sie hat die Hände in die Seiten gestemmt, breitbeinig steht sie da. Ihre Kiefer mahlen. Die roten Haare glänzen, als stünden sie in Flammen, ebenso die Augen. Wunderschön, denkt er. Wunderschön, sogar wenn sie vor Wut kocht.

Was in letzter Zeit ziemlich häufig geschieht, um ehrlich zu sein.

«Brüll hier nicht so rum! Bist du wahnsinnig geworden? Willst du, dass die halbe Welt mitkriegt, was mit uns ist?»

Sie senkt die Stimme, allerdings nur geringfügig.

«Ich muss wissen, was du zu tun gedenkst. Es reicht jetzt. Die Rolle vom naiven Dummchen, das sich vom tollen Karrierehengst an der Nase herumführen lässt, passt nicht zu mir. Ich lasse mir so etwas nicht gefallen, ich kann dich fertigmachen, das weißt du ganz genau. Ich kann's kaum glauben, dass ich so lange stillgehalten habe.»

Ihm ist klar, dass sie sich nur noch mehr aufregen wird, wenn er an ihr Mitgefühl appelliert. Die Gedanken rotieren in seinem Kopf.

«Ich wollte dich nicht an der Nase herumführen. Die Sache ist kompliziert. Ein ganzes langes Leben ... Da geht's um viel Geld. Um Besitz. Das meiste ist auf sie überschrieben, aus steuerlichen Gründen. Und dann ist es auch eine Frage des Stils: Man kann nicht jemanden ... jemanden wie sie von heute auf morgen mit einem Tritt in den Hintern verabschieden.

Und dann, die Freunde, die gemeinsamen Bekannten, auch geschäftliche Kontakte ... Das ist alles nicht so einfach.»

«Freunde? Geschäftliche Kontakte? Deine Kontakte sind mir so was von egal, verstehst du? Ich mache dich fertig, vor aller Augen! Keine Ahnung – denkst du etwa, der Herrgott verzeiht dir alles? Was glaubst du wohl, was Seine Eminenz dazu sagen würde, wenn er wüsste ... wenn er von mir wüsste, von meinem Zustand? Er würde dich zur Hölle jagen, zur Hölle würde er dich jagen.»

Er lehnt sich in seinem Schreibtischsessel zurück, faltet die Hände unter dem Kinn, versucht sich zu konzentrieren. Er darf den Kopf nicht verlieren.

«Großartige Idee. Auf die Weise haben wir am Ende gar nichts mehr. Ist es das, was du willst? Was du für dich willst, für ... Für uns? Wäre es nicht klüger, den richtigen Moment abzuwarten? Vielleicht müssen ja gar nicht wir die Entscheidung fällen. Ich rede mit ihr, das habe ich dir versprochen. Ich werde es tun. Ich muss es tun. Sie ist ein vernünftiger Mensch, verstehst du? Sie ist nicht dumm, ganz und gar nicht.»

Sie starrt ihn an, ohne mit der Wimper zu zucken. Aus ihren großen grünen Augen. Ihre Brüste heben und senken sich unter ihrem schweren Atem. Er kann nicht anders, als fasziniert hinzuschauen.

«Das würde ich dir auch raten. Sonst tue ich es nämlich und sage es ihr ins Gesicht. Vielleicht verstehen wir uns von Frau zu Frau ja sogar besser und müssen nicht lange um den heißen Brei herumreden. Ich bringe ihr ein kleines Geschenk mit und sage ihr, dass man nur verlieren kann, wenn man sich mit einer wie mir anlegt.»

Er weiß, dass sie dazu durchaus in der Lage wäre. Dass sie jemand ist, der vor einer solchen Konfrontation nicht zurückschreckt.

«Wenn du nicht endlich aufhörst, hier so rumzubrüllen, musst du dich gar nicht mehr zu ihr aufmachen. Weißt du, wie viele Spitzel sie hat, hier drinnen? Auf jeden Fall würde es eh nichts bringen. Dir wird sie niemals ihre Zustimmung geben. Sie wird glauben, dass es einen Kampf auszugetragen gilt. Vielleicht würde sie sich sogar einreden, dass ich nicht den Mut habe, sie zu verlassen, weil ich es ihr nicht selbst gesagt habe, und es also etwas zurückzuerobern gibt. Gott bewahre! Wir würden uns in einen jahrelangen Rechtsstreit verwickeln – immerhin ist sie die Tochter

eines noch immer einflussreichen ehemaligen Richters. Nein, ich muss selbst mit ihr reden.»

Die Frau macht einen Schritt auf den Schreibtisch zu, wie eine Löwin, die sich gleich auf ihre Beute stürzen wird. Sie legt die Hände auf die Tischplatte, ihre rot lackierten Fingernägel zeigen in seine Richtung.

Ihre Worte sind nicht mehr als ein Zischen.

«Dann tu es endlich! Rede mit ihr, und zwar schnell! Ich schwöre dir, sonst rede ich mit ihr, und das war's dann. Auf welche Weise auch immer.»

4

Das Kommissariat von Pizzofalcone war über den Innenhof eines älteren Gebäudes zu erreichen. Die Farbe blätterte von der bereits mehrfach übertünchten Fassade ab. Lojacono hatte den Eindruck von Schlampelei und Verfall, was in den Altstadtvierteln der Stadt jedoch keine Seltenheit war.

Nach einem kurzen Wortwechsel mit dem Fahrer des Streifenwagens, der mit quietschenden Reifen und eingeschaltetem Martinshorn davonbrauste, stieg er die wenigen Treppenstufen zum Foyer hinauf. Neonlicht erhellte den Raum, hierhin kam die Sonne nicht einmal zur Mittagszeit.

Hinter dem Empfangstresen fläzte sich ein Polizist auf einem Drehstuhl und las eine Sportzeitung. Es roch nach dem Kaffee aus dem Getränkeautomaten, vor dem zwei Wachleute standen und lachend diskutierten. Der Mann am Tresen schaute nicht einmal auf. Lojacono trat schweigend näher und wartete, ohne den Blick von dem Uniformierten zu lösen.

Nach einer Weile sah der Polizist von seiner Zeitung auf und sagte:
«Sie wünschen?»

«Ich bin Inspektor Lojacono. Der Kommissar erwartet mich.»

Der Mann nahm weder die Zeitung herunter, noch veränderte er seine Haltung.

«Erster Stock, letzter Raum.»

Lojacono rührte sich nicht.

«Aufstehen», murmelte er.

«Was?», entgegnete der Polizist.

«Aufstehen, du Schwachkopf. Name, Vorname, Dienstgrad. Und zwar dalli, sonst kippe ich dir diesen Tisch hier vor die Füße und verpasse dir einen in den Allerwertesten.»

Der Inspektor hatte weder Tonlage noch Gesichtsausdruck verändert, doch die Wirkung war, als hätte er gebrüllt. Die beiden Kaffeetrinker wechselten einen raschen Blick und eilten wortlos aus dem Foyer.

Der Polizist erhob sich ungelenk. Die Uniformjacke über dem dicken Bauch klaffte auf. Ebenso wie sein Gürtel waren die obersten Knöpfe seines Hemdes geöffnet und die Krawatte nur lose umgebunden. Er nahm Haltung an, den Blick ins Leere gerichtet.

«Polizeiwachtmeister Giovanni Guida vom Kommissariat Pizzofalcone.»

Lojacono sah ihn unverwandt an.

«Hör mir mal gut zu, Giovanni Guida vom Kommissariat Pizzofalcone: Du bist das erste menschliche Wesen, das die Leute zu Gesicht kriegen, wenn sie hier reinkommen, und folglich können sie gar nicht anders, als zu denken, der ganze Laden hier besteht aus verlotterten Typen. So verlotterten Typen, wie du einer bist. Und ich lasse mich nicht gerne von fremden Leuten für einen verlotterten Typen halten.»

Der Mann blieb stumm, seine Miene ausdruckslos. Einer der beiden Wachmänner, die am Kaffeeautomaten gestanden hatten, tauchte auf, um direkt wieder um die nächste Ecke zu verschwinden.

«Wenn ich dich noch einmal so hier erwische, wie ich dich eben erwischt habe, dann zerre ich dich nach draußen in den Innenhof und prügele dich so lange windelweich, bis du anständig Rapport erstatten kannst.»

Der Polizeiwachtmeister erwiderte zerknirscht:

«Tut mir leid, Ispettore. Wird nicht wieder vorkommen. Das liegt daran, dass hier kaum mehr einer vorbeikommt. Die Leute gehen lieber ... sie gehen zu den Carabinieri, wenn sie Anzeige erstatten wollen. Das machen sie schon, seit das mit ... schon seit einer ganzen Weile.»

Lojacono erwiderte:

«Das ist mir vollkommen egal. Auch wenn sie ein Schweigekloster hier draus machen, hast du dich so zu benehmen, wie es sich gehört.»

Während sich Guida leise fluchend und mit hochrotem Kopf das Hemd in die Hose stopfte, trat Lojacono durch die innere Eingangstür auf den kurzen Flur, der auf eine Treppe zuführte. Überall bemerkte er dieselben Anzeichen von Schlamperei und Verfall. Er fühlte ein leichtes Unbehagen in sich aufsteigen und fragte sich, ob er wohl jemals seine alte Leidenschaft für den Beruf des Polizisten wiedererlangen würde.

Das Büro des Kommissars befand sich direkt neben der Treppe. Palma saß hinter seinem Schreibtisch und heftete Papiere in einen Aktenordner ab. Bei seinem Anblick erinnerte sich Lojacono sofort an ihre erste Begegnung. Der Mann war um die vierzig und schien mit seinen hochgekrempelten Ärmeln und dem Dreitagebart nicht gerade viel Wert auf ein untadeliges Äußeres zu legen. Vor allem aber wirkte er wie jemand, der ständig unter Strom steht.

Als der Kommissar Lojacono bemerkte, erhellte ein Lächeln sein Gesicht.

«Ah, Lojacono, endlich! Ich hatte gehofft, dich schon heute hier begrüßen zu können. Ich hätte auch selbst angerufen, aber der guten Ordnung halber musste ich warten, bis Di Vincenzo, der alte Griesgram, mit dir gesprochen hat. Bitte, setz dich.»

Der Inspektor trat vor. Das Fenster war geschlossen, doch durch die von Regenschlieren überzogene Scheibe konnte man das aufgewühlte Meer sehen, das zum millionsten Mal die mächtige Tuffsteinfestung auf der schmalen Landzunge zu überrollen versuchte. Diese Stadt schaffte es immer wieder, einen mit ihrer trügerischen Schönheit zu überraschen, dachte er.

«Phantastisch, oder? Der Ausblick hier ist wirklich phänomenal, aber wir dürfen uns trotzdem nicht von der Arbeit abhalten lassen: Es gibt genug zu tun. Setz dich doch. Möchtest du einen Espresso?»

«Nein danke. Wie geht es Ihnen, Commissario?»

Palma breitete die Arme aus.

«Nicht so, Lojacono! Wir sollten uns duzen, schließlich sind wir alle arme Schweine und müssen zusammenhalten. Außerdem sind die meisten von uns hier neu; ich selbst bin seit Montag da, die anderen sind in den letzten drei Tagen gekommen, und du bist das Schlusslicht. Ach, übrigens – jetzt, wo du hier bist, könnten wir eigentlich gleich unsere erste Konferenz abhalten, was meinst du? Oder möchtest du dich lieber erst mal umsehen?»

Der Inspektor war ganz überwältigt vom Enthusiasmus des Kommissars.

«Nein, kein Problem, wenn Sie möchten ... Äh, ich meine, wenn du möchtest ... Also gerne sofort.»

«Sehr schön, dann lass uns keine Zeit verlieren, ich habe nur auf dich gewartet. – Ottavia? Ottavia!»

Eine Seitentür öffnete sich, und eine Frau im Kostüm steckte den Kopf ins Zimmer hinein.

«Was kann ich für Sie tun, Commissario?»

«Was heißt hier <Sie>? Wir haben doch gesagt, wir duzen uns. Komm rein, komm schon. Das ist Inspektor Giuseppe Lojacono, der letzte Neuzugang des Kommissariats. Lojacono, darf ich vorstellen: Polizeimeisterin Ottavia Calabrese, sie hat bereits früher hier gearbeitet und ist uns eine wertvolle Stütze bei der Eingewöhnung.»

Die Frau trat auf Lojacono zu, der aufgestanden war, um ihr die Hand zu schütteln. Sie war eine attraktive, wenn auch nicht sehr auffällige Erscheinung, knapp über vierzig, mit straff nach hinten gebundenen Haaren und etwas müde wirkenden Gesichtszügen.

«Herzlich willkommen, Ispettore. Wenn Sie Hilfe brauchen: Ich stehe immer zu Ihrer Verfügung.»

Ihre leise Stimme klang zugleich warm und selbstbewusst. Lojacono bildete sich gern auf den ersten Blick ein Urteil über seine Mitmenschen, auch wenn er durchaus bereit war, es später zu revidieren. Die Polizeimeisterin machte jedenfalls erst einmal einen positiven Eindruck auf ihn.

Palma lachte.

«Na, so leicht geht dir das Du aber auch nicht über die Lippen, was, Ottavia? Lojacono, die Kollegin Calabrese ist ein echtes Computergenie. Was auch immer du im Internet suchen solltest, sie findet es für dich. Ottavia, könntest du den anderen Bescheid sagen, dass wir uns im Besprechungszimmer treffen? Lass uns ein paar Espresso und eine Flasche Wasser bestellen, um unser neues Team zu feiern. Komm, Lojacono, wir gehen schon mal vor und warten drinnen auf die anderen.»

5

Dieses Zimmer. Diese Wände.

Es sind sechseinhalb Schritte von Wand zu Wand, längs gemessen. Nein, falsch, noch einmal: Es sind achtdreiviertel. Und quer sind es acht Schritte. Ich weiß noch, wir haben es in der Schule durchgenommen: Um die Fläche eines Rechtecks zu berechnen, muss man die lange mit der kurzen Seite multiplizieren. Ich bin gerne zur Schule gegangen. Aber dann, nach der achten Klasse, war natürlich Schluss.

Beim Ausmessen der Querseite muss der Wandschrank mit einkalkuliert werden, weil man seinetwegen etwas ausweichen muss, was die Strecke um fast einen Viertelschritt verlängert. Und an der Längsseite hat eine der Kacheln eine kleine Macke, genau an der Stelle, wo man den Fuß nach dem dritten Schritt hinsetzen muss.

Man lernt viel, wenn man sich den ganzen Tag hier aufhält. Vom Balkonfenster aus kann man zum Beispiel in die fünf Wohnungen im Nachbarhaus gucken. Würde ich auf den Balkon gehen, könnte ich wahrscheinlich noch mehr sehen, aber lieber nicht. Neulich hat er ein Stück Papier vor die Balkontür gelegt und am nächsten Tag kontrolliert, ob es noch da war. Es war noch da, weil ich gar nicht auf die Idee gekommen bin, die Tür zu öffnen – aber wenn es nicht mehr da gewesen wäre, was hätte ich ihm gesagt? Gut, dass ich sie nicht aufgemacht habe. Nun sind es schon zwei Wochen. Gestern war er da. Wer weiß, wann er wiederkommt. Er hat gesagt: «Hoffentlich bald.» Ja, hoffen wir mal.

Achtdreiviertel Schritte sind nach meiner Berechnung sieben Meter. Ein riesiges Zimmer. Nur für mich alleine. Und dann noch Schlafzimmer, Küche und Bad. Zu Hause, in unserem Kellerloch, haben wir zu fünft in einem Raum gewohnt, der nur halb so groß ist wie dieser. Und wir hatten trotzdem das Gefühl, uns geht's gut.

Ich kann mich wirklich glücklich schätzen.

Den Rollladen, den darf ich hochziehen. Nicht ganz – er hat gesagt, besser nicht, trotz der Vorhänge –, aber ein Stück, das hat er mir erlaubt. Ich schaue gerne zum Fenster raus, ich vertreibe mir die Zeit damit, die Leute zu beobachten. Zum Beispiel da drüben im dritten Stock: Da wohnt

eine Alte, die genauso gerne wie ich aus dem Fenster guckt. Einmal hatte ich sogar das Gefühl, sie hat mich entdeckt.

Sieben Meter lang, sechs Meter breit. Über vierzig Quadratmeter, ein einziges Zimmer. Ich kann mich wirklich glücklich schätzen.

Und er hat mir ganz viel zu essen dagelassen. Der Kühlschrank platzt beinahe aus allen Nähten. Hat man schon mal so viele Leckereien auf einem Haufen gesehen? Kaum zu glauben, dieser Luxus.

Manchmal fehlt mir allerdings die frische Luft. Er hat eine Klimaanlage einbauen lassen und mir die Fernbedienung in die Hand gedrückt. Was haben wir uns totgelacht, als ich einfach nicht begreifen wollte, wie das Ding funktioniert!

Ich habe auch eine Waschmaschine hier, die sogar die Sachen trocknet, die sie wäscht – wirklich unglaublich, ein echtes Wunder! Ich habe ihm gesagt, ich brauche so was nicht; die drei Teile, die ich hier trage, kann ich auch über der Badewanne aufhängen. Aber er wollte davon nichts wissen, hat gesagt, ich soll alles bekommen, was man so brauchen kann. Wie eine Königin. Genauso hat er es gesagt: «wie eine Königin». Wer hätte das gedacht, dass zu mir mal einer sagt, ich wäre eine Königin.

Ich halte alles pieksauber hier drinnen, auch wenn es nicht wirklich schmutzig wird. Wenn er kommt, soll er nicht denken, ich würde nicht auf Sauberkeit achten. Sobald ich fertig mit Putzen bin, setze ich mich vor die Glotze. Mit dieser Fernbedienung kann ich umgehen. Aber ich habe auf ganz leise gestellt, denn er hat mir eingeschärft, dass man mich auf keinen Fall hören darf, auch wenn die Stimme, die man hört, aus dem Fernseher kommt und nicht meine eigene ist.

Ich warte auf ihn, warte die ganze Zeit auf ihn. Manchmal ruft er an, die Telefonnummer von hier kennt nur er. Letztes Mal hat er mich kurz mit Mama sprechen lassen – wie schön das war, ihre Stimme zu hören. Und wie glücklich sie war! Sie hat mir erzählt, dass er ihr ganz viele Sachen gekauft hat, dass er Papa und zweien meiner Brüder einen Job verschafft hat und dass es ihnen allen gutgeht. Sie hat gesagt: «Danke, meine Schöne. Danke.» Und ich war total stolz.

Jetzt muss ich dringend etwas essen. Er hat gesagt, ich darf mich nicht gehenlassen. Ich wäre so schön, findet er, ich dürfte auf keinen Fall mein Aussehen vernachlässigen. Sonst müsste er mich wegschicken. Er hat

es mit einem Lächeln gesagt, aber trotzdem habe ich Angst bekommen. Ich bin jetzt achtzehn, und er sagt, in meinem Alter kann man schnell hässlich werden, wenn man zu viel oder zu wenig isst. Deshalb hat er mir Sachen mitgebracht, die ich essen soll. Für jeden Tag hat er aufgeschrieben, was ich kochen soll. Und die Uhrzeit dazu.

Ich habe den Zettel mit einem Marienkäfer-Magneten am Kühlschrank festgemacht und lese ihn jedes Mal beim Kochen durch. Ich achte darauf, dass ich immer regelmäßig esse.

Vorhin habe ich mich ans Fenster gestellt, und da war die Alte, die genau in meine Richtung geguckt hat.

Sie macht mir Angst, die Alte.

Wer weiß, was sie von mir will.

[...]